

Die Vorleser

Hans Lachenmann

Als Ruheständler erlebe ich mich des öfteren unter einer der vielen Kanzeln im Lande. Fast überall dasselbe: wenn der Pfarrer beim letzten Vers des Hauptliedes die Kanzel betritt, wenn er den Predigttext vorgelesen hat, dann setzt sich die Vorlesung – mit Ausnahme des „Liebe Gemeinde“ am Anfang – ungebrochen fort: Er liest seine Predigt ab von dem Papier, das für den Predigthörer unsichtbar auf dem Kanzelpult liegt. Die Augen bleiben an das Manuskript geheftet. Ab und zu löst sich das Augenpaar davon und wirft einen flüchtigen Blick auf die unten sitzende Gemeinde, um sofort wieder die Sicherheit des Manuskript zu suchen, ohne das man Gefahr liefe, den Faden zu verlieren und dann rat-und wortlos da oben zu stehen. Die Folge: nur wenige Gedanken seiner Vorlesung kommen bei den Hörern an. Es fehlt der Blickkontakt, und damit der persönliche Kontakt zum Redner, ohne den der Funken nicht überspringen kann. Und es fehlt die Authentizität des Menschen, der mit seiner ganzen Existenz hinter dem steht, was er sagt.

Merkwürdig: Alle, die da oben stehen und vorlesen, sind der menschlichen Sprache durchaus mächtig, auch der freien Rede: In der Familie, wenn es um die Schulprobleme des Kindes geht, im Kirchengemeinderat, wenn ein neuer Mesner angestellt werden soll, in der Dienstbesprechung, wenn wieder einmal der Pfarrplan dran ist und es um die Existenz der eigenen Stelle geht. Alle können sie reden. Nur dann, wenn sie eine „Rede“, eine Predigt halten sollen und auf der Kanzel stehen, können sie – die doch viele Semester Theologie studiert haben und eine homiletische Ausbildung erhalten haben – nicht mehr reden; sie können nur noch „vorlesen“. Da stimmt doch etwas nicht!

Jesus, der am See Genesareth vom Schiff aus zu den Menschen am Ufer spricht, kann ich mir nicht mit dem Manuskript in der Hand, die Gleichnisreden vorlesend, vorstellen. Dasselbe gilt von Paulus, wenn er in den Synagogen und auf den Plätzen der fremden Städte sein Evangelium verkündet. Der Grund ist nicht, dass sie bessere Rhetoriker waren. Sie wussten, was „Wort Gottes“ ist. Nicht eine Schreibe, sondern das Wort das von Person zu Person zugesprochen wird und dessen Grund das ewige Wort Gottes selbst ist. Im Hebräischen wird „Wort“ als „dabar“ wiedergegeben: Das Wort, das eine Macht ist, die von dem ausgeht, der es spricht und der empfängt, der es hört. „So wie ein Jünger hört“. Das Wort, in dem eine Willensmacht ist: Liebe, Erbarmen, Zorn, Güte, Wohlwollen. Es trifft den Hörer in seinem Personenzentrum, will nicht nur informieren und belehren, sondern überzeugen, verändern, trösten, froh machen, zum Glauben führen. Der Hörer soll dazu „Amen“ sagen können. Er soll lachen, weinen oder sich ärgern können. Es soll mit ihm etwas geschehen.

Unsere kleinen Mätzchen können das nicht ersetzen: dass wir uns im Gottesdienst betont locker und leger geben, den Möchtegern-Entertainer spielen, oder dass wir das Evangelium, um es verstehbar zu machen, auf das niederste Niveau heruntertransformieren, daraus eine Ramschware machen, deren Banalität niemand etwas tut und auch niemand hilft.

Man darf sich nicht wundern, dass die Bänke in unseren Kirchen zunehmend leer werden.

War unsere homiletische Ausbildung falsch? Als ich bei Karl Fetzer das Predigt-handwerk gelernt habe, wurde uns ein festes Arbeitsprogramm beigebracht. Zuerst

der Text, der übersetzt, interpretiert und zuletzt auf seinen „Skopus“ gebracht wurde. Dann die Meditation, die auf weiteren geordneten Schritten vom Text zur Predigt führt. Schließlich die sorgsam formuliert geschriebene Predigt. Dann erst folgte als nächster, zusätzlicher Schritt die „gehaltene Predigt“. Ein Manuskript durften wir nicht mit auf die Kanzel der Tübinger Schlosskirche nehmen. Es musste auswendig gelernt werden. Im „Ochsenstall“ des Stifts auf und ab wandelnd habe ich es mir Wort für Wort ins Gedächtnis eingeprägt und bei der Übungspredigt auch wörtlich wiedergegeben. Eine freie Rede war das nicht. Das Manuskript war nur vom Papier in die grauen Zellen meines Gehirns kopiert worden. Weil diese Methode zu schwierig und zu zeitaufwändig war, hat man dann später darauf verzichtet. Das Predigtmanuskript lag fortan auf dem Kanzelpult: zum Ablesen parat.

Heute frage ich mich, ob die homiletische Ausbildung nicht mit dem beginnen müsste, was früher den Schlussteil bildete: Dem Sprechen. Vielleicht damit, dass wir auf der Straße – etwa auf der piazza in Italien – beobachten, was da geschieht: Menschen sprechen miteinander, Auge in Auge, mit Händen und Füßen, dem ganzen Körper redend. Der Sprecher weiß, was er mit oder von dem anderen will, er richtet danach instinktiv seine Worte. Er erfährt die Reaktion seines Gegenüber und reagiert darauf spontan. Er macht eigentlich alles richtig. Man könnte den Staubsau-gervertreter bei seinem Hausbesuch beobachten, wie er redet, argumentiert, alle Register zieht, um die Hausfrau zum Kauf zu motivieren. Auch er kann reden – auf seine Art.

Die eigenen Redeversuche sollten mit einem vertrauten Thema beginnen: Unser Hobby, unsere Familie, unser Garten. Damit daraus eine geordnete Rede wird, gilt es, ein Ziel zu definieren, das wir erreichen wollen, danach ausgerichtet unsere Argumente in geordneter Reihenfolge, Bilder, geschliffene Formulierungen, Beispiele, die wir einsetzen wollen. Sodann gilt es zu klären, wie eine Rede anfängt, um die Aufmerksamkeit zu wecken, wie sie schließt, möglichst mit einem eindrucksvollen Schlussakkord.

Die Predigt unterscheidet sich davon nur darin, dass der Gegenstand der Rede ein biblisches Wort ist, ein Wort, das freilich nicht ohne weiteres zu unserem Sprachrepertoire gehört. Es ist zunächst „fremdes Wort“, das erst zu unserem eigenen Wort werden muss, damit wir es „predigen“ können. Diese Aneignung und Verinnerlichung ist der entscheidende Vorgang bei der Predigtvorbereitung. Er lässt sich nicht im einzelnen festlegen. Der „Wahrnehmungsakt“ (Adolf Schlatter) gehört dazu, das Sich-Öffnen mit allen Sinnen und Kräften. Wissenschaftliche Kommentare und Predigthilfen sind nützlich und notwendig, vor allem zur Kontrolle, sollten aber erst an zweiter Stelle kommen. Es gibt da ein inneres Ringen mit dem Text, einen oft schmerzhaften Prozess. Es steht nicht unter der Frage: Was kann ich aus dem Text machen? Sondern: Was macht der Text aus mir? Hier entscheidet es sich, ob wir den verhängnisvollen Weg der „Anpassung“ an die Moden, Denkweisen und Ideologien der Zeit gehen, oder der „Anpassung“ an die „andere“ und doch ganze nahe im Wort begegnende Gotteswirklichkeit. Daraus ergibt sich dann – oft wie von selbst – was wir auf der Kanzel zu sagen haben, was das Ziel unseres Redens sein muss. Und daraus – schriftlich festgehalten – auf welchen Wegen wir das Ziel erreichen können.

Die wörtliche Ausarbeitung, zwar nicht immer erforderlich, ist dennoch unverzichtbar, um uns der Zucht einer verständlichen, der Sache und den Menschen angemessenen

nen Sprache zu unterziehen, die auf unnötige Floskeln und Wiederholungen verzichtet und bei aller Freiheit die Würde des Heiligen wahrt. Die wörtliche Ausarbeitung dient der eigenen lebenslangen Sprachschulung, muss aber nicht unbedingt auf die Kanzel mitgenommen werden.

Keine Angst vor der freien Rede! Wer etwas zu sagen hat, der findet auch die Worte. Keine Angst vor unvollkommenen Sätzen! Der Hörer denkt sich das Fehlende hinzu. Und keine Angst, vom vorgesehenen Konzept abzurücken, wenn uns beim Anblick der Menschen vor uns spontan einfällt, was jetzt zu sagen nötig ist! Keine Angst, dass wir unsere eigene Person dabei zu wichtig nähmen! Sie ist wichtiger, als viele zulassen wollen. Wo wir die Sache des Textes zur eigenen gemacht haben, werden wir vor der Eitelkeit des Starredners und anderen Torheiten bewahrt bleiben.

Auch wenn es heute der Normalfall ist, die Predigt abzulesen, auch wenn Kirchenführer und Professoren, selbst solche der Rhetorik, statt zu sprechen nur "vorlesen", wir sollten uns nicht beirren lassen: der viva vox evangelii entspricht die in freier Rede gehaltene Predigt.

Hans Lachenmann